



WESTFÄLISCHE  
WILHELMS-UNIVERSITÄT  
MÜNSTER

## › Eine Wissenschaft vom Glück

# Zweiter Teil: Die Vermehrung des Glücks der großen Zahl

Kurt Bayertz



Preprints of the  
Centre for Advanced  
Study in Bioethics  
Münster 2010/5



## › Eine Wissenschaft vom Glück

### Zweiter Teil: Die Vermehrung des Glücks der großen Zahl

Kurt Bayertz

August 2010

Derek Bok: *The Politics of Happiness. What Government Can Learn from the new Research on Well-Being*, 262 S., Princeton University Press, Princeton and Oxford 2010.

Luigino Bruni & Pier Luigi Porta (Hrsg.): *Economics and Happiness. Framing the Analysis*, 366 S., Oxford University Press, Oxford 2005. (=EaH)

Luigino Bruni: *Civil Happiness. Economics and Human Flourishing in Historical Perspective*, 169 S., Routledge, London and New York 2006.

Anton A. Bucher: *Psychologie des Glücks. Handbuch*, 268 S., Beltz, Weinheim, Basel 2009.

Mihaly Csikszentmihalyi: *Flow: Das Geheimnis des Glücks*, 425 S., Klett-Cotta, Stuttgart 14. Auflage 2008.

Ed Diener (Hrsg.): *The Science of Well-Being*, The Collected Works of Ed Diener, 271 S., Springer, Dordrecht etc. 2009a. (=SWB)

Ed Diener (Hrsg.): *Culture and Well-Being*, The Collected Works of Ed Diener, 289 S., Springer, Dordrecht 2009b. (=CWB)

Ed Diener, Richard E. Lucas, Ulrich Schimmack & John F. Helliwell: *Well-Being for Public Policy*, 245 S., Oxford University Press, Oxford 2009.

Raymond Geuss: *Outside Ethics*, 257 S., Princeton University Press, Princeton and Oxford 2005.

- Jonathan Haidt: *Die Glückshypothese. Was uns wirklich glücklich macht. Die Quintessenz aus altem Wissen und moderner Glücksforschung*, 365 S., Vak-Verlag, Kirchzarten 2009.
- Daniel M. Haybron: *The Pursuit of Unhappiness. The Elusive Psychology of Well-Being*, 357 S., Oxford University Press, Oxford 2008.
- Felicia A. Huppert, Nick Baylis & Barry Keverne (Hrsg.): *The Science of Well-Being*, 546 S., Oxford University Press, Oxford 2007. (=HBK)
- Richard Layard: *Die glückliche Gesellschaft. Was wir aus der Glücksforschung lernen können*, 2. Aufl., 324 S., Campus, Frankfurt/M./New York 2009.
- Sonya Lyubomirsky: *Glücklich sein. Warum Sie es in der Hand haben, zufrieden zu leben*, Campus, 355 S., Frankfurt/M./New York 2008.
- Serena Olsaretti (Hrsg.): *Preferences and Well-Being* (Royal Institute of Philosophy Supplement: 59), 279 S., Cambridge University Press, Cambridge 2006.
- Richard H. Thaler, Cass R. Sunstein, Nudge: *Wie man kluge Entscheidungen anstößt*, 389 S., Econ, Berlin 2009.

## **I. Vom Geld zur Politik**

Im Unterschied zur Philosophie haben die empirischen Wissenschaften kein genuines Interesse an begrifflichen Fragen. Wenn sie solche stellen und zu beantworten versuchen, dann werden sie meist als Vor-Fragen angesehen: Ihre Beantwortung ist notwendig, um das eigentliche Geschäft der Beschreibung und Erklärung der Welt in Angriff nehmen zu können. Die empirische Glücksforschung macht hier keine Ausnahme. Ihr Hauptziel besteht darin, (a) deskriptiv zu erfassen, wer wo wie glücklich ist; und (b) die damit verbundenen Faktoren zu ermitteln, insbesondere die kausalen Voraussetzungen oder Konsequenzen des Glücks. – Während man diese Ziele in der Vergangenheit nur im Hinblick auf das Glück von Individuen verfolgen konnte, stehen heute Möglichkeiten zur Erforschung des Glücks großer Populationen (z. B. Nationen) zur Verfügung. In verschiedenen Ländern werden seit vielen Jahren in regelmäßigen Abständen umfangreiche Erhebungen durchgeführt, die auch das Wohlbefinden und die Lebenszufriedenheit erfassen. Damit ist es beispielsweise möglich geworden, das Glück in verschiedenen Ländern oder Kulturen miteinander zu vergleichen oder die Entwicklung des Glücks innerhalb einer Kultur über die Zeit zu verfolgen und dabei auch den Einfluss einzelner Faktoren auf das Glück zu ermitteln (vgl. Diener in CWB, 1ff.).

Es kann nicht überraschen, dass unter den vielen Faktoren, die Einfluss auf das Glück haben, der des Geldes besonders intensiv untersucht worden ist. Zwar sind sich alle darüber einig, dass Geld nicht glücklich macht; etwas genauer wollte man es dann aber doch wissen. Unter den frühen Studien zu diesem Thema hat eine im Jahre 1974 veröffentlichte Arbeit des Ökonomen Richard A. Easterlin besondere Aufmerksamkeit gefunden. Easterlin setzte zwei Gruppen von Daten aus verschiedenen Ländern zueinander in Beziehung: einerseits das mit

Hilfe der Selbsteinschätzung von Individuen gemessene Glück, andererseits das Einkommen dieser Individuen, und er kam dabei zu folgenden Ergebnissen:

- *Innerhalb* der verschiedenen Länder existiert eine positive Korrelation zwischen Einkommen und Glück: wohlhabendere Menschen sind glücklicher.
- *Zwischen* den verschiedenen Ländern gibt es nur eine schwache Beziehung zwischen den beiden Faktoren: Wohlhabendere Länder sind nicht zwingend glücklicher als arme Länder.
- Verfolgt man die Veränderungen der beiden Faktoren innerhalb eines Landes über die *Zeit*, so ist kein Zusammenhang feststellbar: Auch wenn das pro Kopf-Einkommen steigt, bleibt das durchschnittliche Glück unverändert.

Vor allem das zuletzt genannte Ergebnis hat erhebliches Aufsehen erregt. In dem Vierteljahrhundert von 1946 bis 1970 war das Realeinkommen in den USA pro Kopf der Bevölkerung um mehr als 60 Prozent gestiegen – und doch war das Verhältnis derjenigen Bürger, die sich selbst als „sehr glücklich“, „ziemlich glücklich“ oder „nicht so glücklich“ einschätzten, nahezu unverändert geblieben (vgl. Bruni/Porta in EaH, 3f.). Ungeachtet einiger Verfeinerungen haben spätere Studien diesen Befund grundsätzlich bestätigt: nicht nur im Hinblick auf die bis heute folgenden Jahre in der USA, sondern auch im Hinblick auf zahlreiche andere Länder der Welt, Deutschland eingeschlossen (vgl. Diener/Biswas-Diener in SWB, 119ff.; Diener/Seligman in SWB, 201ff.; Bucher, 86f.; Layard in EaH, 147ff.; Bruni, 4ff.). Darüber hinaus schien die Irrelevanz des Geldes durch das unerwartet gute Abschneiden von Menschen bestätigt zu werden, die unter außerordentlich kargen Bedingungen ihr Leben zu fristen gezwungen sind. So ergab etwa eine Befragung von Slum-Bewohnern in Kalkutta eine vergleichsweise niedrige Zufriedenheit mit dem Leben insgesamt; doch war die Zufriedenheit der Befragten mit einigen spezifischen Lebensbereichen – darunter Familie, Freunde, Moral und Ernährung – erstaunlich hoch (Biswas-Diener/Diener in CWB, 261ff.). Dieser Befund, nach dem Geld und Einkommen nur marginale Auswirkungen auf das persönliche Glück haben, ist in der Literatur unter dem Label „paradox of happiness“ zusammengefasst und als Prämisse für weitreichende Schlussfolgerungen verwendet worden.

Die erste von ihnen betrifft die Wirtschaftswissenschaften. Diese seien stets von der Grundannahme ausgegangen, dass materieller Wohlstand glücklich(er) mache; diese Grundannahme sei nun empirisch widerlegt (Bruni/Porta in EaH, 4; Layard, 9). Die herrschende Ökonomie gehe von einem falschen bzw. unrealistischen Menschenbild des homo oeconomicus aus und ignoriere die tatsächliche psychische Struktur des Menschen (Zamagni in EaH, 303ff.; Layard, 145ff.). Bruni (108) hat in seiner Studie die Entwicklung der Ökonomie nachgezeichnet und dabei zu rekonstruieren versucht, wie diese ursprünglich eng auf das Wohlergehen und auf das „bürgerliche Glück“ bezogene Wissenschaft durch zwei methodologische Entwicklungen das Interesse an nicht-instrumentellen Sozialbeziehungen verloren hat, die konstitutiv für das Glück sind: (a) durch die Abkehr von einem aristotelisch inspirierten eudämonistischen zugunsten eines hedonistischen Glücksverständnisses; und (b) durch den Übergang von „Glück“ bzw. „Lust“ zu einem Entscheidungsbegriff, der keinen Bezug mehr auf die Psychologie des betreffenden Subjekts enthält. Etwas schlichter formuliert Layard: Die Probleme „kommen daher, dass die Wirtschaftsexperten nicht daran interessiert sind, wie glücklich die Menschen wirklich sind. Stattdessen betrachten sie nur die Kaufkraft und lassen die Bedürfnisse der Menschen beiseite. Wir benötigen eine Wirtschaftstheorie, die die Erkenntnisse der neuen Psychologie einbezieht“ (153). Ihre Empfehlungen an die Politik reduzierten sich dementsprechend vornehmlich auf die Steigerung des Wirtschaftswachstums und ignorierten die Tatsache, dass

auf diese Weise keine Steigerung des Wohlbefindens zu erreichen sei.

Einen großen Schritt weiter geht eine andere Schlussfolgerung, nach der das Glücksparadox nicht nur einen fundamentalen Irrtum der Wirtschaftswissenschaften offenlegt, sondern einen fundamentalen Irrtum unseres kapitalistischen Gesellschaftssystems und der mit ihm verbundenen Kultur, die materielle Werte über alle anderen stelle. Dieser „Materialismus“ mache offenbar nicht glücklich. Zahlreiche Untersuchungen lassen aber eine Dominanz entsprechender Werte und Einstellungen in der Bevölkerung erkennen (Lyubomirsky, 53ff.; Bok, 14, 166). Die Werbung stachelt zu immer mehr Konsum an und auch die Politik setzt einseitig auf wirtschaftliches Wachstum: „The chairman of the Federal Reserve periodically appears before Congressional committees to report on the prospects for faster or slower growth. Policy proposals in Congress live or die on the basis of their estimated effects on the rate of economic expansion“ (Bok, 63). Andere Autoren haben eine tiefe Kluft zwischen den modernen Lebensbedingungen und unserer biologischen Ausstattung diagnostiziert: „modern social structures often seem to induce motivational structures that leave individuals sacrificing much in life to pursue major efforts to reach huge goals whose attainment is uncertain and whose alternatives are few and unsatisfactory. Furthermore, these pursuits may foster personal relationships based on exchange, and even exploitation, instead of the commitment that characterizes small kinship groups“ (Nesse in HBK, 24f.). Derselbe Autor spricht von einem „dilemma of modernity“ und andere Autoren ziehen die Möglichkeit in Erwägung, „that our civilization and way of life are partly founded on a mistake“ (Haybron, 18).

Natürlich dienen kulturkritische Diagnosen solcher Art nicht nur dazu, auf ein Faktum aufmerksam zu machen. Sie sind vor allem der Ausgangspunkt für die Forderung nach einem Umdenken und Umsteuern in der Gesellschaft und bei den Individuen; und sie wollen zugleich auch eine Anleitung für dieses Umdenken und Umsteuern geben. Damit geht die moderne Glücksforschung über eine nur thematische Anknüpfung an die antike Ethik hinaus und greift auch deren essentiell *praktischen* Anspruch auf. Während einige Autoren sich dabei vornehmlich an Individuen richten, die glücklich(er) werden wollen, (Lyubomirsky, 15–17) zielen andere Autoren darüber hinaus auf Reformen in Politik und Gesellschaft allgemein. Layard beispielsweise fordert die Regierungen auf, „ihre Aufgaben zu überdenken“ (14), bevor er im weiteren Verlauf seines Buches zu eindringlicheren Formulierungen findet: „Wir brauchen nicht weniger als eine Revolution in der Wissenschaft: Alle Gesellschaftswissenschaften müssen zusammen dazu beitragen, das Glück zu untersuchen. Und wir brauchen eine politische Revolution: Glück muß das Ziel der Politik werden, und jedes Land muß die Entwicklung des Glücks genauso messen und bewerten wie die des Bruttosozialprodukts“ (164f.). Es überrascht nach diesen Formulierungen nicht, wenn Layard sich zu einem Utilitarismus nach dem Vorbild Benthams bekennt (14ff., 127ff.). Die Glücksforschung versetzte uns in die Lage, seiner Philosophie endlich ein wissenschaftliches Fundament zu geben. Andere Autoren sind skeptischer gegenüber philosophischen Gesamtkonzeptionen, plädieren aber ebenfalls dafür, die Resultate der Glücksforschung politisch fruchtbar zu machen.

In diesem Literaturbericht werde ich die auf Individuen bezogenen Strategien unberücksichtigt lassen und mich stattdessen auf die politisch ambitionierten Programme konzentrieren. Zuvor ist aber auf eine Voraussetzung einzugehen, auf denen alle diese Programme beruhen: Auf die Voraussetzung, dass eine ‚Politik des Glücks‘ überhaupt erfolgreich sein *kann*. Diese Voraussetzung versteht sich deshalb nicht von selbst, weil aus dem Glücksparadox auch eine gegenläufige Schlussfolgerung gezogen werden kann. Wenn wir über Jahrzehnte an der Verbesserung der äußeren Lebensbedingungen gearbeitet haben; wenn diese Arbeit (zumindest in den westlichen Industriegesellschaften) höchst erfolgreich war; und wenn dadurch keine Stei-

gerung des Glücks erzielt werden konnte; dann ist das Glück vielleicht gar nicht vermehrbar.

## II. Ist Glück machbar?

Ob man das Glück für vermehrbar hält oder nicht, hängt natürlich davon ab, ob das diagnostizierte Paradox über das Einkommen hinaus verallgemeinert werden kann. Nach einem einflussreichen Erklärungsansatz für das Paradox ist diese Verallgemeinerbarkeit tatsächlich gegeben und mithin die genannte Voraussetzung falsch. Dieser Erklärungsansatz lässt sich unter das Stichwort „Adaption“ subsumieren und tritt in drei verschiedenen Varianten auf.

Die erste Variante geht von einem psychologischen Gewöhnungseffekt aus. Ein Einkommenszuwachs kann zwar mit einer kurzzeitigen Glückssteigerung verbunden sein; dann setzt aber ein individueller Gewöhnungseffekt ein, der auf den ursprünglichen Glückszustand zurückführt. Der Einkommenszuwachs setzt eine Erwartungsspirale in Gang, die alle weiteren Verbesserungen kompensiert. Wer etwa statt eines Autos mit 80 PS nun eins mit 100 PS fährt, wird diese 100 PS bald als ‚normal‘ ansehen und sich eines mit 120 PS wünschen. Es entsteht eine „hedonic treadmill“, in der wir immer schneller rennen müssen, um immer geringer werdende Glückszuwächse zu erzielen. Und dieser Effekt ist nicht auf Geld und Einkommen beschränkt. In einer vielzitierten Studie aus dem Jahre 1978 haben Bickman et. al. zwei Gruppen von Personen untersucht, die von sehr unterschiedlichen äußeren Ereignissen betroffen waren. Im einen Fall war dies ein Lotteriegewinn, im anderen ein Unfall mit bleibenden schweren Behinderungen. Spektakulärerweise erwies sich der Einfluss *beider* Ereignisse als wenig dauerhaft: Nach einer relativ kurzen Zeit des Hochgefühls im ersten und der Niedergeschlagenheit im zweiten Fall näherte sich das Befinden beider Gruppen wieder dem ursprünglichen Glücksniveau vor dem Ereignis. Der psychologische Mechanismus der Anpassung, so schien es, wirkt sowohl bei positiven als auch bei negativen äußeren Faktoren.

Eine zweite Variante weist darauf hin, dass Glück nicht von der absoluten Höhe des Einkommens abhängt, sondern von seiner *relativen* Höhe. Wichtig ist demnach nicht die durch das Einkommen produzierte Kaufkraft, sondern die Position, die es dem Individuum im intersubjektiven Vergleich verschafft. Wenn X sich durch sein steigendes Einkommen ein größeres Auto leisten kann als alle seine Freunde und Nachbarn, so fördert der damit verbundene Statusgewinn das Glück von X. Steigt aber das Einkommen aller Mitglieder der Bezugsgruppe von X gleichermaßen, so bleibt der damit verbundene Glücksgewinn marginal. Dieser Effekt wird auch als „social treadmill“ bezeichnet. Er wird angeführt, um mehrere Phänomene zu erklären. Zum einen hatte bereits Easterlin festgestellt, dass innerhalb der verschiedenen Länder eine positive Korrelation zwischen Einkommen und Glück besteht: Wer viel verdient, ist sehr wohl glücklicher als wer wenig verdient (vgl. Frank in EaH, 67; Bok, 10f.). So weit das „Paradox“ überhaupt haltbar ist, (vgl. Diener/Lucas/Schimmack/Helliwell, 84ff.) stellt es sich auf der aggregierten Ebene ganzer Nationen ein, auf der sich die relativen Zuwächse nivellieren. Zum anderen könnte mit dieser Erklärung auch das verwunderliche Glück der Slum-Bewohner seine Rätselhaftigkeit verlieren. Wenn sich die Slum-Bewohner nicht mit den deutlich wohlhabenderen Bürgern ihres eigenen Landes oder auch der Industrienationen vergleichen, sondern untereinander, dann beeinträchtigen die kargen Lebensverhältnisse ihr Glück weniger als man annehmen könnte.

Drittens kann man diesen Varianten der Adaptionstheorie noch ein evolutionäres Fundament zu geben versuchen. Wenn alle Anstrengungen der letzten Jahrhunderte zur Beseitigung von Hunger, Schmerz oder Krankheit und alle dabei zweifellos erzielten Erfolge nicht zu dem erhofften Glück geführt haben, so kann dies nicht allein auf die bisher genannten Mechanis-

men zurückgeführt werden; denn bei ihnen handele es sich – evolutionstheoretisch gesprochen – nur um proximate, nicht um ultimate Ursachen. Diese letzteren sind in der Art und Weise zu suchen, wie die natürliche Selektion arbeitet. So können wir nach Nesse (in HBK, 10ff.) nicht davon ausgehen, dass Glück der Normalzustand sei und Abweichungen von ihm der Erklärung bedürfen. „This is a pre-Darwinian view of psychology. We were not designed for happiness. Neither are we designed for unhappiness. Happiness is not a goal left unaccomplished by some bungling designer, it is an aspect of a behavioural regulation mechanism shaped by natural selection. The utter mindlessness of natural selection is terribly hard to grasp and even harder to accept [...]. Natural selection has no goals: it just mindlessly shapes mechanisms, including our capacities for happiness and unhappiness, that tend to lead to behaviour that maximizes fitness. Happiness and unhappiness are not ends; they are means. **They are aspects of mechanisms that influence us to act in the interests of our genes**“. Es können auf dieser Basis mehrere Faktoren angeführt werden, aus denen hervorgeht, warum unsere körperliche Struktur nicht „better designed“ und folglich zahlreichen Krankheiten ausgesetzt ist. Analoges gelte auch für die menschliche Psyche und das daraus resultierende Unwohlsein. Evolutionär haben negative Gefühle eine größere Bedeutung für das Überleben als positive Gefühle und werden folglich von der natürlichen Selektion bevorzugt.<sup>1</sup> Ihre Relevanz ergibt sich daraus, dass negative Gefühle in vielen Fällen einen direkten Bezug auf Gefahren für den Organismus haben. So ist die Furcht vor Schlangen unmittelbar überlebensrelevant und es ist besser, zu viel davon zu haben als zu wenig. Denn wer vor einer harmlosen Schlange flieht, verliert einige hundert Kalorien, die leicht ersetzt werden können; wer vor einer gefährlichen Schlange nicht flieht, kann sein Leben verlieren. Zwar sind auch positive Gefühle biologisch relevant; doch sie sind durchweg unspezifisch und tragen nur indirekt zur fitness bei. Wir sind also biologisch eher auf Unwohlsein als auf Glück ‚programmiert‘.

Hinzu kommt ein weiterer Punkt. Die bisherigen Überlegungen mögen zwar die *allgemeine* Flüchtigkeit und Fragilität des Glücks erklären, sie erklären aber nicht, weshalb unterschiedliche Menschen in sehr unterschiedlichem Maße glücklich – und nicht wenige auch unglücklich – sind. Eine Erklärung für solche individuellen Glücksdifferenzen liefert die set-point-Theorie, nach der jeder Mensch eine individuelle Disposition besitzt, von der sein Glückszustand abhängt. Wir können uns diese Disposition als einen Fixpunkt oder als eine Grundlinie vorstellen, um die der jeweils akute Glückszustand oszilliert. Das aktuell empfundene Glück kann also kurzzeitig über den individuellen Fixpunkt steigen oder unter ihn sinken, es wird sich ihm auf mittlere oder längere Sicht aber immer wieder nähern. Es wird niemanden überraschen, dass dieser Fixpunkt seinerseits genetisch festgelegt sein soll. Es gibt eine Reihe von Untersuchungen, insbesondere auch Zwillingstudien, nach denen dieser set-point genetisch determiniert ist; demnach lassen sich bis zu 80 Prozent der Abweichungen vom durchschnittlichen Glück auf genetische Unterschiede zurückführen (vgl. Haidt, 53; Bruni, 13).

Diese Überlegungen scheinen darauf hinauszulaufen, dass äußere Faktoren einen bestenfalls marginalen Einfluss haben, und dass alle Bemühungen um eine Steigerung des Glücks folglich ebenso marginal bleiben müssen. – Vor dem Hintergrund neuer Deutungen, vor allem aber auch neuer empirischer Befunde sind Schlussfolgerungen dieser Art in der Diskussion inzwischen eingeschränkt und relativiert worden. Dies betrifft zum einen die Adaptionstheorie.

1 Dieser ‚negativity bias‘ hat – empirisch bestätigte – praktische Konsequenzen: „In einer Ehe sind *mindestens fünf* gute oder konstruktive Handlungen notwendig, um den Schaden *einer* kritischen oder destruktiven auszugleichen“ (Haidt, 50).

Obwohl die Realität und die Wirksamkeit der Adaption von niemandem grundsätzlich bestritten wird, erscheint sie nun nicht mehr als ein universeller und uniformer, sondern als ein variabler und spezifischer Mechanismus. So schlagen Diener/Lucas/Scollon (in SWB, 103ff.) fünf Revisionen der ursprünglichen Theorie vor; zwei davon seien hier kurz erwähnt. Zum einen wäre nach der alten Version der Theorie zu erwarten, dass wir es mit einem Mechanismus zu tun haben, der (ähnlich wie andere physiologische Anpassungsprozesse) bei allen Individuen mehr oder weniger gleich ist. Dieser Erwartung widersprechen aber etliche Befunde. Ein Beispiel dafür ist die hedone Anpassung bei einer Verheiratung (ibid., 111). Erhebungen auf der Ebene ganzer Nationen zeigen, dass das Glück nach einer Heirat zwar stark ansteigt, dann aber rasch wieder auf den ursprünglichen Wert zurückfällt. Hinter diesem globalen Befund verbirgt sich jedoch eine ausgeprägte individuelle Varianz: Individuen, die sehr positiv auf ihre Heirat reagieren, blieben viele Jahre auf diesem erhöhten Niveau; andere hingegen werden enttäuscht und bleiben es. Auf der aggregierten Ebene gleichen sich diese gegenläufigen Tendenzen aus, so dass der Eindruck eines nur kurzzeitigen, interindividuell gleichartigen Effektes entsteht. Zweitens ist die Anpassung auch insofern nicht uniform, als ein und dasselbe Individuum mehrere set-points in Bezug auf verschiedene Lebensbereiche haben kann. Die Anpassung kann etwa im Bereich der Arbeitszufriedenheit anders sein als im Bereich von Familie und häuslichem Leben; auch kann sie bei positiven Affekten anders sein als bei negativen Affekten. Neben Faktoren, die stärker der Adaption ausgesetzt sind (z. B. Einkommensveränderungen und Konsum) scheint es auch solche zu geben, bei denen das nicht oder nur in geringem Maße der Fall ist. Zu nennen sind hier vor allem positive Sozialkontakte, Gesundheit und als sinnvoll wahrgenommene Tätigkeiten; aber auch Arbeitslosigkeit als ein das Wohlergehen dauerhaft beeinträchtigender Faktor. Diese bereichsspezifische Variabilität der Anpassung ist natürlich praktisch relevant: „The observation that we adapt more fully to some stimuli than to others opens the door to the possibility that moving resources from one category to another might yield lasting changes in human well-being“ (Frank in EaH, 71).

Eingeschränkt wird in der neueren Diskussion auch die set-point-Theorie. Ihr Einfluss verdankte sich von Beginn an der verbreiteten Neigung, individuelle Variation vorschnell und einseitig genetisch zu erklären. Dem genetischen Determinismus wird nun allerdings die beträchtliche Wirkung epigenetischer Faktoren, frühkindlicher Erfahrungen und auch späterer Einflüsse entgegeng gehalten. Vieles spricht dafür, dass die Vorstellung einer eindeutigen genetischen Bestimmtheit ebenso kurzschlüssig ist wie die Annahme einer alleinigen Bestimmtheit durch die Umwelt; stattdessen ist eher von einer im Detail bislang undurchschauten Interaktion beider Gruppen von Determinanten auszugehen (Huppert in HBK, 317). Wenn aber die Gene nicht unser alleiniges Glücksschicksal sind, wenn auch Umweltfaktoren eine bedeutende Rolle spielen, dann wird man davon ausgehen können, dass der individuelle set-point nicht vollständig unbeeinflussbar ist. Für diese Annahme gibt es auch direkte empirische Hinweise. Einige Autoren haben versucht, auf der Basis von Zwillingsstudien und anderen Untersuchungen die verschiedenen Glücksfaktoren quantitativ zu gewichten. Demnach hängen ca. 50 Prozent des individuellen Glücksniveaus von dem genetisch festgelegten Fixpunkt ab; ca. 10 Prozent ergeben sich aus äußeren Umständen und Ereignissen; die restlichen 40 Prozent aus bewussten und gewählten Tätigkeiten und Verhaltensweisen (Lyubomirsky, 30–33 und 64–74). Wie gut derartige quantitative Gewichtungen empirisch begründet sind, kann und muss hier nicht entschieden werden; man tut gut daran, sie als eine vorläufige grobe Schätzung zu betrachten. Entscheidend an ihnen ist, dass sie das Glück (a) als Resultat mehrerer Faktoren und (b) als ein nicht nur marginal beeinflussbares Phänomen erscheinen lassen. Denn die zuletzt genannten bewussten und gewählten Tätigkeiten und Verhaltensweisen hängen von den



betreffenden Individuen selbst ab und können daher ‚optimiert‘ werden. Diese Tätigkeiten und Verhaltensweisen sind auch deshalb weniger der Adaption ausgesetzt, weil sie in ihrer inhaltlichen und zeitlichen Gestaltung von den Subjekten beeinflusst und abgewandelt werden können. Huppert (in HBK, 320) weist zu Recht darauf hin, dass die hier in Frage kommenden Tätigkeiten nicht so sehr hedonisches, als vielmehr eudaimonisches Glück produzieren: „that is, they are not directly concerned with seeking pleasure or happiness, but rather with seeking fulfilment. These activities have positive effects on subjective well-being (SWB) not because feeling good is their aim, but because feeling good is a byproduct of being engaged and fully functional“. Wir stoßen also auch an dieser Stelle auf die Bedeutung der Differenz zwischen einem hedonistischen Glücksbegriff und einem eudaimonistischen Verständnis sowie auf die Einsicht, dass dem letzteren ein erhebliches Gewicht zukommt.

### III. Strukturelle Irrtümer

Wir kommen damit zu einem optimistischeren Bild hinsichtlich der grundsätzlichen Möglichkeit einer Vermehrung des Glücks. Doch besteht diese Möglichkeit auch auf der kollektiven Ebene? Kann Glück ein sinnvolles politisches Ziel sein? Für die klassischen Autoren der Antike bestand zwischen dem guten Leben des Individuums und dem kollektiven guten Leben keine prinzipielle Differenz; und die Aufgabe der Politik sollte darin bestehen, beides zu fördern (Aristoteles, *Politik* 2325a7–10). Auch in der Moderne ist diese Position in der einen oder anderen Variante vertreten worden (vgl. Geuss, 97ff.). Insgesamt gesehen ist eine solche Aufgabenbestimmung des Staates in den vergangenen Jahrhunderten aber eher skeptisch, wenn nicht gar grundsätzlich ablehnend beurteilt worden (vgl. Bok, 46ff.). Unter den Gründen, die gegen eine Politik des Glücks erhoben worden sind, spielen drei eine zentrale Rolle. Der erste von ihnen besteht in der These, dass das Glück etwas radikal Individuelles und daher von außen unergründlich sei. Daraus ergibt sich zweitens die Schlussfolgerung, dass nur die Individuen selbst wissen können, was sie glücklich macht; und drittens die These, dass der Staat nur fehlgehen könne, wenn er dies an ihrer Stelle zu tun versuche. Das Glück der Individuen könne der Staat nur fördern, indem er sichere Rahmenbedingungen schaffe, innerhalb derer die Individuen dann selbst für ihr Glück sorgen. Das Problem wird im Übrigen auch dann nicht leichter, wenn man das Konzept ‚Glück‘ nicht im distributiven, sondern im kollektiven Sinne versteht, wenn der Staat also nicht nur das Glück der Individuen, sondern das Glück der Gemeinschaft, der Nation etc. fördern soll (vgl. Geuss, 97ff.). Die Frage ist nun, ob sich aus der empirischen Glücksforschung Gesichtspunkte ergeben, die die drei genannten Gründe eher bestätigen oder widerlegen.

Die erste These hat natürlich eine begriffliche Komponente, ist aber einer empirischen Prüfung grundsätzlich nicht unzugänglich. Man kann untersuchen, (a) ob alle Menschen tatsächlich nach Glück streben; (b) ob sie darunter dasselbe verstehen; und (c) ob die Faktoren, die Glück herbeiführen, überall auf der Welt dieselben sind. Solche Untersuchungen sind durchgeführt worden und ihre Ergebnisse lassen erkennen, dass verschiedene Menschen unter ‚Glück‘ durchaus Verschiedenes verstehen, dass die dabei auftretende Variation aber keineswegs grenzenlos ist. Auf der einen Seite nämlich sind neben individuellen Unterschieden *innerhalb* verschiedener Kulturen eine Reihe signifikanter Differenzen *zwischen* den Kulturen festgestellt worden; auf der anderen Seite aber lassen sich sehr wohl auch universale Faktoren des Glücks identifizieren (vgl. verschiedene Beiträge in CWB, insbesondere die Zusammenfassung, 279ff.). So scheinen persönliche Beziehungen zu anderen Menschen zu den transkulturell wichtigen Faktoren zu gehören, obwohl die konkreten Formen dieser Beziehungen sehr

unterschiedlich sein können. Ungeachtet großer Fortschritte während der letzten Jahre steht die Forschung hier noch in ihren Anfängen; immerhin scheint sich aber abzuzeichnen, dass die These einer radikalen Individualität des Glücks unhaltbar ist. Sowohl das faktische Verständnis dessen, was ‚Glück‘ ist, also auch die glücksförderlichen bzw. glückshinderlichen Faktoren sind sowohl von individuellen, von kulturellen, als auch von universellen Faktoren abhängig.

Damit ist die zentrale Prämisse der zweiten und dritten These wenn schon nicht hinfällig, so doch korrekturbedürftig; und damit regen sich auch Zweifel an den daraus gezogenen Konsequenzen. Darüber hinaus gibt es auch unabhängige empirische Indizien, die vor allem gegen die These von dem privilegierten Zugang des Individuums zu seinem eigenen Glück sprechen. Zu unterscheiden ist dabei (a) die Frage, ob die Individuen tatsächlich in der Lage sind, zuverlässig zu erkennen, ob sie glücklich *sind* oder nicht; und (b) die Frage, ob sie zuverlässig einschätzen und vorhersagen können, was sie glücklich *macht*.

Schon im ersten Teil dieses Literaturberichts<sup>2</sup> wurde erwähnt, dass im Rahmen eines objektivistischen Glücksverständnisses kein zwingender Grund für die Annahme eines privilegierten epistemischen Zugangs zum jeweils eigenen Glück besteht. Anders hingegen im Rahmen eines subjektivistischen Verständnisses: Wenn das Glück in positiven Gefühlen besteht, so liegt die Vermutung nahe, dass diese vom betreffenden Individuum selbst am besten zu erkennen sind. Hier ist nun zu unterscheiden zwischen den jeweils *aktuell präsenten* Emotionen einerseits und den *erinnerten* Emotionen andererseits. Bemerkenswerterweise sind schon die ersteren keineswegs zuverlässig; es gibt eine Reihe von Indizien dafür, dass wir nicht immer in der Lage sind, unsere eigenen gegenwärtigen Emotionen einzuschätzen (Haybron, 202ff.). Noch weitaus schwieriger ist dies aber bei vergangenen Emotionen. Dies ist natürlich ein gravierender Tatbestand: Da die präsenten Emotionen rasch vorübergehen und verblassen, besteht der emotionale Gesamthaushalt einer Person in überwiegendem Maße aus erinnerten Gefühlen. Die bei solchen Erinnerungen auftretenden Verzerrungen sind erstaunlich. Einige Beispiele:

- Die Erinnerungen, die Patienten an schmerzhaftes Untersuchen haben, können stark von der letzten Phase dieser Untersuchung abhängen: War der Schluss schmerzhaft, so wurde die gesamte Prozedur als schmerzhafter erinnert, als wenn der Schmerz irgendwann vorher auftrat. Die Dauer der Prozedur spielte demgegenüber nur eine untergeordnete Rolle. Auf diese Weise konnte durch eine Verlängerung der Prozedur die Erinnerung an sie verbessert werden, obwohl dadurch die Schmerzen vermehrt wurden (Haybron, 211).
- In verschiedenen experimentellen Untersuchungen konnte gezeigt werden, dass die Erinnerung an vergangene Emotionen stark von *momentanen* Emotionen beeinflusst wird. Versuchspersonen, denen man vor Beginn der Befragung ein angenehmes Erlebnis verschaffte, berichteten deutlich mehr positive Erinnerungen als Versuchspersonen, die man mit einem unangenehmen Erlebnis konfrontiert hatte.
- In kulturvergleichenden Untersuchungen hat sich ergeben, dass die Erinnerung an die eigenen Erlebnisse auch von kulturellen Faktoren geprägt ist. Asiaten etwa schreiben sich selbst eine geringere Lebenszufriedenheit, weniger angenehme Emotionen und mehr negative Emotionen zu als Nordamerikaner (Scollon/Diener/Oishi/Biswas-Diener in CWB, 203ff.; 229ff.).

Nimmt man diese und weitere Befunde zusammen, so kann man schließen, dass wir es hier nicht nur mit zufälligen Irrtümern der Erinnerung zu tun haben, die natürlich allenthalben

2 Vgl. Nr. 4 der „Preprints of the Centre for Advanced Study in Bioethics“.

auftreten können, sondern mit systematischen Verzerrungen. Wir wissen nicht, wie glücklich wir sind; zumindest wissen wir es aus erstpörsönlicher Perspektive nicht mit der Zuverlässigkeit, die wir meist unterstellen.

Nicht viel besser sieht es mit unseren glücksrelevanten Entscheidungen aus. Nach Sonja Lyubomirsky (26f.) neigen wir dazu, das Glück an der falschen Stelle zu suchen: „Die psychologische Forschung zeigt, dass wir häufig völlig danebenliegen, wenn wir einschätzen sollen, was uns tatsächlich Freude und Erfüllung bringt, und dass wir stattdessen viel Zeit und Energie auf Dinge verschwenden, die wenig bis gar nichts zu unserem Glück beitragen“. Überschätzt wird zum einen die Wirkung einzelner positiver Ereignisse, ob es sich um den Sieg einer Fußballmannschaft, um einen Karrieresprung oder einen Urlaub handelt; und zum anderen die Wirkung materieller Güter, insbesondere natürlich von Geld. Faktoren dieser Art haben zwar einen positiven Einfluss auf unsere Emotionen, dieser verblasst aber rasch und hat daher keine nachhaltige Wirkung. Übersehen oder unterschätzt wird also die Adaption gerade an materielle Güter und dies hat weitreichende Konsequenzen für das Verhalten: „People are likely to allocate a disproportionate amount of time to the pursuit of pecuniary rather than nonpecuniary objectives, as well as ‚comfort‘ and positional goods, and to shortchange goals that will have a more lasting effect on well-being“ (Easterlin in EaH, 54).

Thaler/Sunstein (29ff.) stellen eine Reihe weiterer systematischer Irrtümer dar, die Menschen bei ihren Entscheidungen häufig machen. So treten Fehler besonders häufig dort auf, (a) wo Entscheidungen und ihre Konsequenzen zeitlich weit voneinander getrennt sind; oder (b) wo wir keine Gelegenheit haben, die entsprechenden Entscheidungen zu üben. Genau das trifft aber auf viele der wichtigsten Entscheidungen zu, die wir in unserem Leben zu treffen haben, z. B. auf Berufswahl oder Heirat (106ff.). Eine weitere Irrtumsquelle ist die Tendenz, Entscheidungen ‚rationalistisch‘ auf scheinbar harte Fakten zu stützen und ‚weiche‘ Faktoren unberücksichtigt zu lassen; Haybron bezeichnet sie als „lay rationalism“. Sein Beispiel ist eine Studie, in der Studenten mit zwei hypothetischen Stellenangeboten konfrontiert wurden: Im einen Fall betrug ihr Verdienst 35.000\$, während ihre Kollegen 38.000\$ verdienen; im zweiten Fall betrug ihr Gehalt 33.000\$, während ihre Kollegen 30.000\$ verdienen. Eine Hälfte dieser Studenten wurde gefragt, für welche der beiden Stellen sie sich entscheiden würden; die andere wurde gefragt, mit welcher der beiden Stellen sie glücklicher würden. Obwohl 62 Prozent der Befragten meinten, mit dem zweiten Angebot glücklicher zu werden, entschieden sich 84 Prozent für das erste. „Lay rationalism could help us to explain the prevalence of materialism without having to claim that people overwhelmingly have materialistic *values*: for the most part, the values people endorse in surveys are decidedly non-materialistic. Indeed, there appears to be a massive disconnect between people’s values, at least in the United States, and the way they live. It may simply be that our most important values, like family, friends, and personal happiness fare poorly in rationalistic terms next to money, possession, and the like. And so our choices fail to cohere with our values“ (Haybron, 235).

Auch hier geht es nicht nur um die banale These, dass Menschen sich gelegentlich irren. Es geht um die These, (a) dass sie sich in Angelegenheiten irren, die ihr ureigenstes Interesse und ihr persönliches Wohlergehen betreffen; und (b) dass die dabei auftretenden Irrtümer struktureller Natur sind. Haybron fasst zusammen: „Human beings are systematically prone to make a wide range of serious errors in matters of personal welfare. These errors are weighty enough to substantially compromise the expected lifetime well-being for individuals possessing a high degree of freedom to shape their lives as they wish, even under reasonably favorable conditions (education, etc.)“ (227 – im Original kursiv).

#### IV. Ideen zu einer Politik des Glücks

Zu prüfen bleibt noch die dritte der oben genannten Thesen: Der Staat habe weder die Aufgabe noch die Möglichkeit, das Glück seiner Bürger zu fördern. Hinter dieser These verbirgt sich ein ganzer Komplex von Problemen der politischen Philosophie, von denen die meisten hier nicht einmal angesprochen werden können. Das betrifft insbesondere die grundsätzliche Frage, ob die Vermehrung des Glücks überhaupt zu den Aufgaben des Staats gehört. Vor allem in der liberalen Tradition der politischen Philosophie ist dies von Beginn an abgelehnt worden und die Bedenken gegen eine „Politik des Glücks“ bestehen bis heute fort (Geuss, 97ff.; Bok, 45ff.). Ich möchte auf diese grundsätzliche Frage hier nicht eingehen, sondern stattdessen drei Punkte herausheben, die in der besprochenen Literatur eine Rolle spielen.

##### *(i) Bedarf*

Der erste dieser Punkte betrifft die Frage, ob überhaupt ein Bedarf für einschlägige politische Maßnahmen besteht. Zu den merkwürdigen Befunden der empirischen Glücksforschung gehört nämlich, dass die meisten Menschen glücklich *sind*. Genauer: dass die meisten Menschen sich selbst in entsprechenden Umfragen als ziemlich glücklich bezeichnen. Dies gilt, abgesehen von bestimmten kulturellen Differenzen, weltweit (Biswas-Diener/Vitterso/Diener in CWB, 245ff.) und hat sich als ein von Katastrophen oder konjunkturellen Schwankungen unabhängiger und über Jahrzehnte hinweg stabiler Befund herausgestellt. Wo, könnte man also fragen, ist das Problem, das staatliche Interventionen notwendig machen könnte?

In den Erhebungen, die zu diesem Befund geführt haben, wird das subjektive Wohlergehen (SWB) der Individuen abgefragt. Obwohl Diener und andere immer wieder die Zuverlässigkeit der entsprechenden Verfahren und ihrer Resultate hervorheben, sind nach den oben kurz zusammengefassten Ergebnissen durchaus Zweifel angebracht: Kann man der in diesen Untersuchungen erhobenen Selbsteinschätzung vertrauen, wenn die Erinnerung strukturell unzuverlässig ist? Was soll man etwa davon halten, dass in einer Studie 86 Prozent der Befragten meinten, sie selbst seien glücklicher und zufriedener als zwei Drittel der Bevölkerung? (Haybron, 212) Es gibt darüber hinaus auch eine Fülle von objektiven Indizien dafür, dass es mit dem Glück der Menschen nicht so rosig steht, wie ihre Selbsteinschätzung nahelegt; zwei von ihnen seien genannt. Zunächst das rapide Anwachsen von psychischen Störungen, insbesondere Depression, in allen entwickelten Ländern während des letzten halben Jahrhunderts mit nach wie vor steigender Tendenz. Nach Diener und Seligman (in SWB, 231) geben 50 Prozent aller US-Amerikaner an, mindestens eine psychische Störung in ihrem Leben gehabt zu haben; 18 Prozent hatten eine solche Störung während des letzten Monats. Zwischen 1950 und 1980 stieg die Zahl der Teenagersuizide in den USA um 300 Prozent, besonders unter jungen Männern der Mittelklasse (Csikszentmihalyi, 31). 40 Prozent aller Amerikaner geben an, ihr Beruf sei „very or extremely stressful“ (Haybron, 218). Das zweite Indiz ist die zunehmende Arbeitslosigkeit in zahlreichen Ländern, von der Millionen Menschen direkt oder indirekt betroffen sind. Es gehört nun zu den stabilen Befunden der Glücksforschung, dass die Folgen der Arbeitslosigkeit weit über die damit verbundenen Einkommenseinbußen hinausgehen; sie erstrecken sich auf die Identität der betroffenen Personen und ihre sozialen Beziehungen mit desaströsen Konsequenzen für das Wohlergehen, die nicht durch Adaption absorbiert werden (Helliwell/Putnam in HBK, 447; Marks/Shah in HBK, 514; Layard, 81f., 190ff.; Diener/Lucas/Schimmack/Helliwell, 160ff.). Diese und andere Tatsachen deuten darauf hin, dass es mit dem Glück beträchtlicher Teile der Bevölkerung nicht allzu weit her sein kann und dass wir folglich der in den Umfragen zum Ausdruck gebrachten Selbstzuschreibung von Glück kein

uneingeschränktes Vertrauen schenken sollten. Wir haben eher Grund, die Aussagekraft des Konzepts „SWB“ und die Zuverlässigkeit der auf ihm fußenden Erhebungen zu relativieren, als aus diesen Erhebungen den Schluss zu ziehen, dass mit dem Glück alles in Ordnung ist.

*(ii) Möglichkeiten*

Selbst wenn es Bedarf an einer Förderung des Glücks geben sollte, so ergibt sich daraus nicht von selbst, dass der Staat diese Aufgabe übernehmen *kann*. Wenn die Individuen selbst nicht in der Lage sind, mit der wünschenswerten Umsicht für ihr eigenes Glück zu sorgen, dann folgt daraus ja nicht, dass der Staat diese Aufgabe besser erfüllen kann. Das Problem, das hier aufgeworfen ist, hat zunächst eine kognitive Seite: Weiß der Staat mehr über das Glück als die Individuen? Hier wird dann erwartbarerweise die Glücksforschung selbst ins Spiel gebracht. Sie präsentiert sich als eine wichtige intellektuelle Ressource, auf deren Basis der Staat dann zugunsten des Glücks agieren kann. Es sind vor allem drei Beiträge, die sie sich selbst zutraut. Ein erster, wahrscheinlich nicht allzu kontroverser Beitrag der empirischen Glücksforschung könnte sich daraus ergeben, dass ihre Ergebnisse zusätzliche Kriterien für die Einschätzung der „Performanz“ einer Gesellschaft bereitstellen. Gegenwärtig wird diese Performanz mit sozialen und ökonomischen Indikatoren gemessen. Zu den ersteren gehören etwa die Kriminalitätsrate, der Bildungsstand oder die Luftverschmutzung; zu den ökonomischen Indikatoren gehören das Bruttosozialprodukt, die Inflations- und die Arbeitslosenrate. Diener/Lucas/Schimmack/Helliwell (23ff.) weisen darauf hin, dass diese Indikatoren wichtige Aspekte des Lebens von Individuen, Gruppen und ganzen Nationen abbilden und daher unverzichtbar sind, dass sie andererseits aber auch mit Problemen behaftet sind und Unzulänglichkeiten aufweisen. Vor allem sagen sie nichts direkt über das Wohlergehen in einer Gesellschaft aus. Sie fordern daher, dass komplementär zu diesen objektiven Indikatoren auch das subjektive Wohlergehen in seinen verschiedenen Dimensionen gemessen werden sollte. Damit werde den politischen Entscheidern eine Quelle zusätzlicher Informationen zur Verfügung gestellt, die sie bei der Planung und Durchführung ihrer Politik berücksichtigen können. Dafür gibt es ein in der entsprechenden Literatur zu einiger Berühmtheit gekommenes Beispiel. In dem kleinen Himalaya-Staat Bhutan (800.000 Einwohner) rangiert seit 1972 das „Bruttoinlandsglück“ als Maßstab für die Messung des Fortschritts (Bok, 1ff.). Auch unter Ökonomen wird die Fixierung auf das Bruttosozialprodukt inzwischen kritisch betrachtet. „One strength of subjective measures is that they can be assessed using representative samples of entire populations. This accords with the desirable features of democratic governance by giving equal weight to the rich and the poor, the young and the old, with no one group in the position of saying what is best for the others. Furthermore, the measures reflect not just people’s conscious (and perhaps inaccurate) ideas about what is important for quality of life, but all the factors – both recognized and unrecognized – that influence the desirability of people’s experience. And because well-being is an overall evaluation of life, its measures reflect an integrative weighting of how various societal circumstances interact with culture and values to influence quality of life“ (Diener/Lucas/Schimmack/Helliwell, 47).

Während es hier um die Frage nach dem adäquaten Maß für das *bislang* Erreichte geht, ist von einigen Autoren vorgeschlagen worden, auch bei der Entwicklung von Zielvorgaben für politisches Handeln die Ergebnisse der Glücksforschung zu berücksichtigen. Darüber, was eine „gute Gesellschaft“ ist, besteht bekanntlich kein Konsens. Zwar wird man (zumindest in den entwickelten westlichen Gesellschaften) mit der Forderung nach Demokratie und Menschenrechten nicht auf große Widerstände stoßen, doch erstens erschöpft sich die Antwort auf die Frage nach der „guten Gesellschaft“ nicht in solchen allgemeinen Prinzipien und zweitens lässt

auch das Demokratieprinzip noch einen weiten Spielraum unterschiedlicher Ausgestaltungen. Die Autorengruppe um Diener geht nun davon aus, dass die empirische Glücksforschung hier von Nutzen sein kann. Wenn es etwa um die Frage nach der spezifischen Ausgestaltung demokratischer Strukturen geht, beispielsweise um die Alternative zwischen stärker repräsentativen oder stärker direkten Form der Demokratie, so kann ermittelt werden, ob diese Alternative überhaupt Auswirkungen auf das Glück der Bürger hat und welche der beiden Formen unter diesem Gesichtspunkt vorzuziehen ist. „We suggest that even if well-being measures cannot completely resolve disputes about the nature of the *good society*, they yield an additional perspective on these debates. For example, are people happier in regions where the arts flourish, or is well-being equally high where these forms of entertainment are much less common? After all, if the arts are important enough to deserve government support, they should produce positive and measurable outcomes. At an even broader level, the well-being measures can shed light on whether more authoritarian or more libertarian societies experience the highest well-being. And of course, if these effects depend on cultural values, well-being measures should be able to reveal this too“ (Diener/Lucas/Schimmack/Helliwell, 61).

Schließlich kann die empirische Forschung auch zeigen, wo die neuralgischen Punkte liegen, an denen staatliche Politik anzusetzen hat; jene Punkte vor allem, die sich nachhaltig und erwiesenermaßen schädlich auf das Glück auswirken. Exemplarisch genannt seien Lärm, Umweltzerstörung, Pendeln und Arbeitslosigkeit; ein besonderes Problem stellt die soziale Ungleichheit dar (Bok, 79ff.). Kurz: Die empirische Forschung kann zu einer adäquaten Prioritätensetzung der Politik beitragen.

### *(iii) Maßnahmen*

Doch welche politischen Maßnahmen stehen zur Verfügung? In der Literatur werden verschiedene Möglichkeiten diskutiert, deren erste in der Initiierung und Finanzierung von *Aufklärung* besteht. Ein Modell dafür könnte die in vielen Ländern betriebene gesundheitliche Aufklärung sein. So wie Gesundheit dadurch gefördert wird, dass der Öffentlichkeit relevante Informationen zur Verfügung gestellt werden, so könnte man auch das Glück fördern, indem man die von der empirischen Glücksforschung ermittelten Tatsachen und Zusammenhänge auf geeignete Weise öffentlich bekannt macht (Huppert in HBK, 329ff.). Hält man sich vor Augen, wie irrtumsanfällig Menschen auch und gerade im Hinblick auf das sind, was sie glücklich zu machen in der Lage ist, kann diese Option als wirkungsvoll erscheinen. Eine besonders wichtige Zielgruppe sind natürlich auch hier Kinder: zum einen aufgrund der Bedeutung der Kindheit für das gesamte weitere Leben; zum anderen weil Kinder (und ihre Eltern) vergleichsweise leicht zugänglich sind (Huppert in HBK, 330). Layard (219f.) fordert sogar ein eigenes Unterrichtsfach in den Schulen, das den schädlichen Einwirkungen der Gesellschaft, einschließlich der Jugendkultur, entgegenwirken sollen.

Als eine weitere Möglichkeit wird die *Optimierung* der Politik vorgeschlagen. Zum einen zielen viele politische Maßnahmen ohnehin irgendwie und indirekt auf das Wohlergehen der Bürger. So wird etwa das Wirtschaftswachstum gefördert, weil man davon ausgeht, dass steigende Produktivität zu steigenden Einkommen führt und dieses zu steigendem Glück; auch Stadtplanung soll die Lebensqualität erhöhen und auf diese Weise das Glück und die Zufriedenheit der Bürger steigern. Zum anderen haben politische Maßnahmen – auch unabhängig davon, ob sie darauf zielen oder nicht – de facto Auswirkungen auf das subjektive Wohlergehen der Bevölkerung. Bisher war aber über diese Auswirkungen, seien sie intendiert oder nicht, nur wenig bekannt. Zumindest war es schwer, sie im Vorhinein abzuschätzen. Die für viele überraschend geringen Effekte von Einkommenszuwächsen auf das Wohlergehen sind das in

diesem Zusammenhang am nachdrücklichsten angeführte Argument. Die meisten Autoren machen geltend, dass die von der empirischen Forschung bereitgestellten Informationen dazu genutzt werden können, das Glück auf effektivere Weise zu fördern. Die Forderung ist hier also nicht die nach einer neuen Art von Politik, sondern danach, mit Hilfe der entsprechenden Forschung die ohnehin betriebene Politik zu optimieren. Stadtplanung kann als ein Beispiel dafür gelten: Diener/Lucas/Schimmack/Helliwell (154ff.) führen die Reduktion der Pendelzeiten durch eine nähere Zusammenführung von Wohnort und Arbeitsplatz sowie die verstärkte Einrichtung von Grünanlagen als mögliche Ziele einer glücksorientierten Stadtplanung an.

Schließlich kann eine Regierung auch Maßnahmen ergreifen, die das Handeln der Bürger in eine bestimmte Richtung zu lenken suchen. Ein klassisches Instrument dazu ist natürlich die *Besteuerung*. Layard trägt etwa folgende Überlegung vor: Wenn wachsendes Einkommen nicht glücklicher macht; und wenn die Intensivierung und Extensivierung der Arbeit, die notwendig ist, um Einkommenszuwächse zu erzielen, uns von dem abhalten, was uns tatsächlich glücklich macht (Familie, Hobbies); wenn das Streben nach höheren Einkommen uns nur in eine sich ständig verschärfende Konkurrenz mit anderen treibt; dann muss das Arbeitseinkommen stärker besteuert werden als es gegenwärtig der Fall ist. „Eine Besteuerung des Kohlendioxid-ausstoßes reduziert Kohlendioxid, und eine Steuer auf Arbeitseinkommen reduziert Arbeit“ (Layard, 171). Während Bok (79ff.) sehr skeptisch im Hinblick auf die politische Durchsetzbarkeit von Umverteilungsmaßnahmen zumindest in den USA ist, scheinen Diener/Lucas/Schimmack/Helliwell (171ff.) solchen Ideen aufgeschlossener gegenüberzustehen. Zumindest können Informationen über das subjektive Wohlergehen ihrer Meinung nach dazu genutzt werden, das gesamte Besteuerungssystem eines Staats zu optimieren. Interessant ist dabei folgende Bemerkung: „Importantly, the justification for this procedure would not result from philosophical arguments related to fairness and equality of sacrifice. Instead, it could be based on empirical data regarding the precise way that the association between income and well-being changes as income rises. Thus, the justification for a graduated income tax is that taking away a greater percentage of income from the rich will affect their happiness little, whereas taxes can substantially lower the happiness of the poor“ (173).

Einfluss auf das Handeln der Bürger haben aber nicht nur Steuern, sondern zahlreiche weitere Faktoren, die sich durch Politik verändern lassen. So haben Thaler und Sunstein in mehreren Veröffentlichungen darauf hingewiesen, dass bereits scheinbar kleine Veränderungen der jeweiligen Randbedingungen massive Auswirkungen auf die Entscheidungen und das Verhalten der Individuen haben können (12, 331; vgl. auch den Aufsatz in PaW). An einem praktischen Beispiel, der Privatisierung der Sozialversicherung in Schweden, machen sie deutlich, dass die Maximierung von Wahlmöglichkeiten durchaus kontraproduktiv sein kann: „Je mehr Auswahl man den Menschen gibt, desto mehr Hilfestellung muss man für den Entscheidungsprozess anbieten“ (Thaler/Sunstein, 215). Die politischen Institutionen verfügen über zahlreiche Möglichkeiten, das Verhalten von Menschen in vorhersagbarer Weise zu beeinflussen, ohne dabei bestimmte Optionen zu verbieten oder – wie etwa durch Steuern – faktisch auszuschließen. Thaler und Sunstein charakterisieren ihr Konzept als „libertären Paternalismus“, weil sie auf der einen Seite strikt auf der Entscheidungsfreiheit der Individuen beharren: „Alle Menschen sollen generell frei entscheiden können, was sie tun möchten und was sie lieber ablehnen wollen“. Auf der anderen Seite aber halten sie es für notwendig und legitim, das Verhalten der Individuen durch ein geeignetes design der Entscheidungssituation (ihr Begriff dafür ist „nudge“ = „Schubser“) in ihrem Interesse zu beeinflussen: „Anders gesagt, wir sind dafür, dass private Institutionen, Behörden und Regierungen bewusst versuchen, die Entscheidungen der Menschen so zu lenken, dass sie hinterher besser dastehen – und zwar gemessen an ihren eignen Maßstäben“ (14f.).

## V. Drei Schlußbemerkungen

1. Es dürfte deutlich geworden sein, dass die empirische Glücksforschung eine Fülle von Befunden zur Verfügung stellt, die eine realitätshaltige Philosophie zur Kenntnis nehmen und in ihrer Theoriebildung berücksichtigen sollte. Unübersehbar ist zugleich aber auch, dass diese Forschung in mehrfacher Hinsicht noch in ihren Anfängen steht und dass ihre Früchte daher nur mit Vorsicht genossen werden sollten. Schon in der bisher kurzen Geschichte dieses Feldes haben sich einige empirische Befunde als korrekturbedürftig herausgestellt und mussten theoretische Deutungsansätze revidiert werden. Dass vor allem die begrifflichen Grundlagen weiterklärungsbedürftig sind, hat sich bereits im ersten Teil dieses Berichts ergeben.

2. Dies betrifft natürlich auch die praktischen Schlussfolgerungen, die aus dieser Forschung für die Politik zu ziehen sind. Die Diskussion hat eben erst begonnen, ist aber bereits heute über den akademischen Rahmen hinaus vorgedrungen. Bereits im Jahre 2002 hat die britische Regierung ein Gutachten in Auftrag gegeben, das den damaligen Stand der Forschung und seine Implikationen für die Politik ermitteln sollte.<sup>3</sup> Sechs Jahre später hat die französische Regierung eine Arbeitsgruppe um die Ökonomie-Nobelpreisträger Joseph Stiglitz und Amartya Sen beauftragt, Alternativen zur bisherigen ökonomischen Bewertung auf der Basis des Bruttoinlandsprodukts zu entwickeln; Fragen der Lebensqualität und des Wohlergehens nehmen im Abschlußbericht dieser Kommission einen zentralen Platz ein.<sup>4</sup> Die politische Philosophie tut gut daran, solche Entwicklungen zur Kenntnis zu nehmen und kritisch zu reflektieren.

3. Dabei sollte nicht übersehen werden, dass mit der Entstehung einer ‚Wissenschaft vom Glück‘ insofern eine neue Situation aufgetreten ist, als auf ihr gründende glücksbezogene Argumente eine Autorität im öffentlichen Raum annehmen können, die philosophischen Argumenten unerreichbar ist. Es macht für die öffentliche Wahrnehmung und den politischen Einfluss einen gravierenden Unterschied, ob ein Argument auf philosophischer Reflexion oder auf empirischer Forschung beruht.

3 Strategic Unit, Life Satisfaction: The State of Knowledge and Implications for Government. London, December 2002.

4 Joseph Stiglitz/Amartya Sen/Jean-Paul Fitoussi, Report by the Commission on the Measurement of Economic Performance and Social Progress. Paris 2009.